

Presseinformation

Die Pandemie auf lange Sicht: wie wirkt(e) sie sich auf Hochschulen aus?

Ausführliche Ergebnisse der Studie „Long COVID im Hochschulbereich? Auswirkungen der COVID-19-Pandemie auf vulnerable Gruppen in der Hochschule“

Frankfurt am Main, 4. September 2023.

Befragungsergebnisse Studierende

Umfassende Digitalisierung des Studiums spielt eine tragende Rolle

Die umfassende Digitalisierung des Studiums spielt für die Studierenden eine tragende Rolle, wenn es um die Frage des Erlebens der Pandemie geht. Anders als in dem Vorgängerprojekt steht jetzt aber die retrospektive Sichtweise auf das pandemische digitale Studium im Fokus. Als Vorteile nennen viele der Befragten die vielfältigen Möglichkeiten, online-basierte Lehrinhalte auch nachträglich noch abzurufen. Die zunehmende Digitalisierung von Lehr- und Lerninhalten sehen sie als deutliche Erleichterung für das Studium. Für Studierende ergibt sich dadurch eine erhöhte Flexibilität, was eine größere Passung mit Bedürfnissen und Lebenslagen zur Folge hat. Online-Lehre scheint auch dann eine Hilfe zu sein, wenn es um gesundheitliche Beeinträchtigung – auch Long-COVID-Erkrankungen – geht. Einige Studierende sehen in der Online-Lehre eine bessere Möglichkeit der Beteiligung, andere nicht. Diejenigen, die soziale Gruppenkontexte eher meiden, weil sie sich in Kursszenarien nicht wohl fühlen oder sich aufgrund bestimmter Dispositionen in realen Settings schwerer tun, gewinnen in der Online-Lehre mehr Partizipation. Inhaltliche Schwierigkeiten ergaben sich meist da, wo die digitale Vermittlung nicht zielführend ist, etwa beim Instrumentalunterricht. Bezogen auf soziale Kontakte äußern sich die Studierenden zwiesgespalten. Die meisten sehen in der Online-Lehre eher Grenzen des sozialen Miteinander und ein Leiden der „Debattenkultur“. Es gibt aber auch gegenteilige Erfahrungen, wo Online-Meetings für das Lernen in der Gruppe als effektiver angesehen wurden. Entscheidend für die Beurteilung ist darüber hinaus insbesondere, ob Studierende bereits vor der Pandemie ein Studium aufgenommen haben. „Wurde das Studium unter pandemischen Bedingungen begonnen, konnten wir sehen, dass aus der reinen Online-Lehre meist Frustration entstand. Viele äußern die Enttäuschung darüber, nicht mit anderen in Kontakt gekommen zu sein, keine Möglichkeit gehabt zu haben, neue Menschen kennenzulernen und sich mit ihnen auszutauschen“, so Haag. Digitales Studium erfordert auch die Ausstattung mit entsprechenden Endgeräten. Waren diese nicht vorhanden, mussten Studierende auf mobile Endgeräte zurückgreifen. „Aber es macht einen deutlichen Unterschied, über welche technischen Mittel ich verfüge, um zu partizipieren“, betont Haag. Zudem seien private Kosten für die Beschaffung sowie Nutzung der Geräte angefallen, was sich auf die finanzielle Situation auswirkte. Teils waren Studierende während der Pandemie bei technischen Fragen auf sich gestellt und mussten ihre eigenen Ressourcen aufbringen, um sie zu beheben.

Erleben des Re-Entry in die Präsenzlehre und hybride Lehrszenarien

Auch die Zeit des Wiedereinstiegs in die Präsenzlehre (Re-Entry) spielt eine wichtige Rolle. Zum Zeitpunkt der Interviews im Februar 2023 hatten die Hochschulen aller Befragten wieder auf Präsenzlehre umgestellt, was

einen Vergleich zwischen beiden Lehrformen ermöglicht. „Interessanterweise konnten wir feststellen, dass die Mehrheit der von uns befragten Studierenden den Wiedereinstieg eher kritisch sah und sich ein Aufrechterhalten – zumindest anteilig – an Online-Lehre wünscht“, so Haag. Auf der persönlichen Ebene sehen viele der Befragten in der Online-Lehre eine Erleichterung für das Studium, wenn es um Fragen der Flexibilisierung geht. Infolgedessen war die Enttäuschung groß, als im Sommersemester 2022 alle Hochschulen wieder in die Präsenzlehre gingen. Neben gesundheitlichen Aspekten führte die Rückkehr in die Präsenz bei einigen auch zu psychischen Belastungen und Stress. Insbesondere für diejenigen, die unter pandemischen Bedingungen das Studium begonnen haben, bedeutet die Umstellung auf Präsenzlehre teilweise eine enorme Umstellung. Als anstrengend haben viele Studierende auch das übergangsweise Switchen zwischen Online- und Präsenzlehre empfunden. Vereinzelt äußern die Befragten aber auch positive Veränderungen, wenn es um Fragen des geregelten Tagesablaufs, des Austauschs oder der aktiven Diskussionskultur ging. Allerdings überwiegen in der Wahrnehmung deutlich die Nachteile der Umstellung. Bezogen auf das eigene Lernen und die Möglichkeit, sich zu konzentrieren, sind sich die Befragten nicht einig. Während die einen sich mehr zuhause konzentrieren können, bietet das Home-Studium für die anderen mehr Ablenkungsmöglichkeiten.

„Es wird deutlich, dass Präsenzlehre im Vergleich zur Online-Lehre im Bereich sozialer Interaktion deutlich gewinnbringender und effektiver erlebt wird, die Online-Lehre hingegen gut dazu geeignet ist, Lehrinhalte flexibel zu vermitteln“, erläutert Haag. Im Zuge der zunehmenden Öffnung ab dem Sommersemester 2022 haben auch hybride Formate zugenommen. Vor allem die Studierenden mit Care-Aufgaben, die in der Online-Lehre für sich die meisten Vorteile sehen, äußern sich sehr positiv zu hybriden Lehrformaten. Sie wünschen sich mehr hybride Angebote, die verbindlich in der Lehrplanung festgelegt sind und keiner Aushandlung zwischen Lehrkraft und Studierenden bedürfen. „Hybridlehre wird als Möglichkeit gesehen, Diversität zu erhöhen, indem auf unterschiedliche Bedürfnisse der Studierenden reagiert werden kann“, so Haag.

Auswirkungen der Pandemie auf Studienverläufe, Gesundheit und finanzielle Situation

Uneinig sind sich die Studierenden dahingehend, inwiefern sich die Pandemie verzögernd oder beschleunigend auf das Studium ausgewirkt hat. Einige nehmen eine Verzögerung ihres Studienverlaufs wahr, für andere wirkte die Pandemie eher wie ein Katalysator auf das Studientempo. Ein Verzögerungsaspekt ist die indirekte Auswirkung der Pandemie durch gesundheitliche Beeinträchtigungen, wie z.B. eine Covid-Infektion, Long-Covid oder eine Verstärkung anderer Symptome wie Migräne oder psychische Erkrankungen. Viele der befragten Studierenden litten bereits vor der Pandemie unter gesundheitlichen Problemen, andere entwickelten sie erst unter der Pandemie. Die gesundheitlichen Probleme wirken sich auch auf die sozialen Beziehungen und das Wohlbefinden der Studierenden aus. Die Isolation zuhause während der Lockdowns begünstigt bei einigen der befragten Studierenden negative Folgen für ihren Gesundheitszustand. Aus Angst vor Ansteckungen mussten einige auch danach weiterhin ihre sozialen Kontakte stark reduzieren. Besonders betroffen sind hiervon Studierende mit Beeinträchtigung. Die Hochschulen waren bemüht, die Situation aufzufangen, indem Angebote der digitalen Beratung und Vernetzung eingeführt wurden.

Wie Studienergebnisse bereits gezeigt haben, wirkte sich die Pandemie auch gravierend auf die finanzielle Situation der Studierenden aus. „Dies ist vor allem dann der Fall, das bestätigen auch unsere Daten, wenn pandemiebedingt bestimmte Tätigkeiten nicht mehr ausgeübt werden konnten, sei es aufgrund von vorübergehenden Schließungen in bestimmten Branchen oder aufgrund anderer Umstände wie eigener

Erkrankung“, so Dr. Elke Schüller. Neben denjenigen, die finanziell Einbußen erlebt haben, gibt es aber auch Studierende, für die sich durch die Pandemie in finanzieller Hinsicht nichts oder nur geringfügig etwas geändert hat, z.B. bedingt durch die geänderte Zuverdienst-Regelung des Bafög für Nebentätigkeiten.

Soziale Beziehungen und Netzwerke

Alle Gruppen sprechen die Bedeutung der Familie als Rückhalt und Sicherheitsanker an. Schwierig wurde es vor allem dann, wenn eine Beeinträchtigung die sozialen Kontakte zusätzlich erschwerte, etwa bei der Kontaktvermeidung wegen Ansteckungsgefahr. Lag bereits eine Kontaktstörung vor, verstärkte sich diese in der Pandemie. Schwierigkeiten zeigten sich bei Studierenden, die aufgrund ihrer Beeinträchtigung auf den Kontakt zu anderen Menschen angewiesen sind, wie beispielsweise Blinde oder Studierende mit Care-Aufgaben, für die ein gut funktionierendes Betreuungsnetz erforderlich ist. Vor allem während der Lockdowns kam es hier zu erheblichen Engpässen, da Betreuungspersonen wie Großeltern ausgefallen sind und die Kinderbetreuung dann anders organisiert werden musste.

Besonderheiten vulnerabler Gruppen unter den Studierenden

First Generation Studierende: die Einzelkämpfer

Im Interview gehen die Befragten immer wieder auf die Besonderheit ihres sozialen Status ein, wobei sich Klasse (Arbeiterkinder), Alter und Ethnie (Migrationshintergrund) häufig überschneiden, woraus sich eine Intersektion im Hinblick auf Bildungsbenachteiligung ergibt. Diese Ausgangslage, die sich vor allem durch Abwertungserfahrungen in der Schulzeit bzw. in der Zeit vor dem Studium und die Diskrepanz zwischen den Anforderungen des Bildungssystems und den Dispositionen des Elternhauses bildet, ebnet die Basis für studienbezogene Erfahrungen. Insgesamt entsteht in den Interviews der Eindruck, dass die pandemiebedingten Veränderungen keinen nennenswerten Einfluss auf die Interviewpersonen nehmen, sondern die soziale Positionierung weitaus wichtiger zu sein scheint. Die Befragten beschreiben sich als Einzelkämpfer, die sich auf ihrem bisherigen Lebensweg stets durchbeißen und sich Erfolge hart erarbeiten mussten. Migration und sozialer Status wirken sich hier verstärkend aus.

Die digitale Lehre erleben alle als Entfremdung, teilweise kollidiert diese Erfahrung mit Vorstellungen, die sie vorher vom Studium hatten. Aber auch hier wird deutlich, dass sie in der Lage sind, sich mit den Bedingungen zu arrangieren, versuchen zurechtzukommen, so wie sie es immer schon gewohnt sind. Auch der Wiedereinstieg in die Präsenzlehre stellt einerseits eine erneute Überforderung dar, andererseits sind sie auch hier in der Lage, sich an die veränderten Bedingungen anzupassen.

Studierende mit Care-Aufgaben

Der Gesamteindruck aus den Interviews ist, dass sich die Pandemie vor dem Hintergrund der Lebensumstände (Care-Aufgaben) insgesamt positiv ausgewirkt hat. Was sich für andere Befragte eher als Verschlechterung entpuppt hat, wird in dieser Gruppe mehrheitlich als gewinnbringend interpretiert: die digitale Lehrsituation. Dementsprechend blickten sie äußerst kritisch auf den Wiedereinstieg, der organisatorisch eine große Herausforderung war. Zwar räumen die Interviewten ein, dass ihnen bei der Online-Lehre die sozialen Aspekte durchaus gefehlt haben, diese überwiegen aber nicht im Vergleich zu den Vorteilen, die sich für sie aus der digitalen Lehrsituation in Sachen Vereinbarkeit ergeben haben. Gerade bei der Gruppe Studierender mit Kind wird deutlich, dass soziale Netzwerke auch über das Studium hinaus bestehen und sie über die Familie bzw. Kinder bereits gut eingebunden sind, sodass die Frage des Kennenlernens neuer Menschen nicht im Vordergrund steht. Zudem fehlen dazu häufig zeitliche Ressourcen.

Interessanterweise waren es häufig Studierende mit Kindern, die in der Pandemie die Beratungsstellen aufgesucht haben, so die Wahrnehmung einer Expertin.

Internationale Studierende

Einen großen Vorteil sehen alle Befragten in der Möglichkeit, das digitale Studium ortsunabhängig zu absolvieren. Schwierigkeiten brachte die Pandemie insbesondere in Bezug auf Einreisebestimmungen, die etwa Auslandssemester teils unmöglich machen.

Die Pandemie hatte zunächst auch Auswirkungen auf die Internationalisierungsstrategie der Hochschulen, da internationale Studierende nicht mehr ohne Weiteres nach Deutschland kommen konnten und die Pandemie einen Einbruch dieser Gruppe an den Hochschulen mit sich brachte.

Studierende mit Beeinträchtigung

Wie bei den Studierenden mit Care-Aufgaben wirkt sich die Pandemie deutlich auf die Lebensumstände (Beeinträchtigung) aus, anders als bei den Studierenden mit Kindern lassen sich jedoch im Erleben der Pandemie deutliche Ambivalenzen erkennen. Alle sind sich darin einig, dass die Online-Lehre für sie insgesamt zunächst eine Erleichterung der Situation darstellt und „ganz gut für die Beeinträchtigung“ war, vor allem dann, wenn sie aufgrund ihrer Einschränkungen nicht an Präsenzveranstaltungen teilnehmen konnten. Im Umkehrschluss stellt sich die Rückkehr für einige als belastend dar.

Es lässt sich also sagen, dass die Online-Lehre Studierenden mit Beeinträchtigung, ähnlich wie den Studierenden mit Care-Aufgaben und auch den internationalen Studierenden, zunächst andere Möglichkeiten der Partizipation eröffnet. Nachteile ergeben sich für sie allerdings – anders als bei der Gruppe der Studierenden mit Kind – auf der sozial-emotionalen Ebene. So hätten sich durch den mangelnden Kontakt zu anderen Menschen Symptome teilweise verschlimmert. Auch der fehlende Tagesablauf machte manchen der Befragten zu schaffen.

Als herausfordernd haben die Studierenden mit Beeinträchtigung ferner den Wechsel zwischen Präsenz-, Online- und Hybridlehre empfunden.

Befragungsergebnisse Lehrende und Forschende

Digitale Lehre und Re-Entry in die Präsenzlehre aus Sicht der Lehrenden

Die erzwungene Ad-hoc-Umstellung der Lehre auf ein digitales Format zu Beginn der Pandemie hatte die Lehrenden vor neue technische wie didaktische Herausforderungen gestellt, die sie innerhalb kürzester Zeit bewältigen mussten.

Auch die Beziehung zu den Studierenden veränderte sich grundsätzlich. Durch die digitale Lehre ist den Lehrenden das Ausmaß der verschiedenen Lebens-, Wohn- und Arbeitssituationen der Studierenden und der großen sozialen Unterschiede zwischen ihnen sichtbar geworden und wie sehr sich dies auf die individuellen Leistungen auswirken kann.

Als einen Nachteil digitaler Lehre thematisieren Lehrende, dass neue Studierende während der Pandemie teilweise ihr gesamtes Studium als eine Art Fernstudium absolvieren mussten, also ohne jemals an der Hochschule gewesen zu sein und ohne jemals Einblick in studentisches Leben auf und rund um den Campus gehabt zu haben. In der retrospektiven Sicht nach dem weitgehenden Ende der Pandemie-Einschränkungen werden dann allerdings von den befragten Lehrenden vorwiegend die Vorteile der digitalen Lehre herausgestellt. Das in den Vorgängerstudien (Haag/Kubiak 2022) zu Hochzeiten der Pandemie in fast allen

Gesprächen vorkommende übergreifende Narrativ der „schwarzen Kacheln“, das als Sinnbild für die vorherrschende Anonymität digitaler Interaktion fungiert und auf fehlende Nähe und damit auch fehlende Resonanz verweist, wird nun nur noch sehr vereinzelt und marginal thematisiert. „Die Lehrenden haben sich im Laufe der Zeit offenbar mehr oder weniger gut in die neue Form des Lehrens eingefunden und auch deren Vorteile und Potenziale, für sich selbst und ihre Lehr(-Methoden) als auch für viele Studierende, schätzen gelernt – und die möchten sie auch weiterhin beibehalten können“, ordnet Schüller ein. Der Wunsch eines verstärkten Einsatzes hybrider Lehrszenarien stelle derzeit allerdings (noch) eine zusätzliche Doppelarbeit dar und müsse deshalb teils an mangelnden Kapazitäten scheitern.

Neuen digitalen Lehr-Lernformaten werden auch in didaktischer Hinsicht innovative Vorteile attestiert, weshalb einige Teile ihrer technischen Möglichkeiten beibehalten und in die Präsenzlehre integriert werden sollten. Besonders bewährt hätten sich digitale Formate für große, übergreifende Lehrveranstaltungen, denn sie ermöglichen nicht zuletzt die Einbeziehung auswärtiger Gastvortragender auch über große Distanzen hinweg, was für eine Präsenzveranstaltung so nicht möglich wäre, aber ein großes Surplus für die Studierenden darstelle.

Besonders in denjenigen Hochschulen und Universitäten, die eine strikte Rückkehr zur Präsenzlehre vorschreiben, läuft der Re-Entry nicht ohne Diskussionen ab. Viele Lehrende bevorzugen nämlich eine flexible Regelung, die ein zumindest anteiliges Aufrechterhalten der digitalen Lehre ermöglicht, bzw. eine Wahlmöglichkeit bietet, sich je nach Bedarf und Situation zwischen digitaler und Präsenzlehre entscheiden zu können. Dieser Wunsch wird besonders von Lehrenden mit Care-Aufgaben formuliert, denen die Online-Lehre die Vereinbarkeit von Beruf und Familie erleichtert.

Ein weiteres Argument gegen die erzwungene einseitige Rückkehr zur ausschließlichen Präsenzlehre bezieht sich auf den damit verbundenen Verlust der in der digitalen Lehre gerade erst neu angeeigneten Kompetenzen und didaktischen Methoden. Dies wird als kontraproduktiv und einer nachhaltigen Implementierung entgegenstehend angesehen. Digitale Formate haben größere Reichweite und große Möglichkeiten überregionaler, ja sogar transnationaler Zusammenarbeit, weshalb es keine schlichte und unhinterfragte Rückkehr zum Altgewohnten, nämlich den traditionellen Formaten der Präsenzlehre geben sollte.

Konsequenzen der Pandemie für die Forschung

Ganz besonders im Bereich der Forschung wird retrospektiv deutlich, wie sehr die Corona-Pandemie und vor allem die Lockdowns die wissenschaftliche Arbeit auf vielfältige Weise einschränkten und behinderten, ja teilweise sogar für eine gewisse Zeit ganz verhinderten. Gerade bei qualitativ-empirischen Projekten wurden die Arbeitsplanungen völlig über den Haufen geworfen. Dienstreisen waren lange Zeit unmöglich, teilweise sogar verboten (hier unterschieden sich die Regelungen nach Hochschule und Bundesland), Face-to-Face-Interaktionen waren nicht erlaubt, Archive und Bibliotheken waren geschlossen, etc. „Dies schlug deshalb noch einmal verstärkt negativ zu Buche, da die Forschungsprojekte in der Regel drittmittelfinanziert sind, was eine Befristung und dadurch eine enge Taktung impliziert“, so Haag.

Zudem waren digitale Formate zur Interviewführung zu Beginn der Pandemie noch gänzlich unüblich und die Technik dazu wenig bekannt. Onlineformate mussten erst nach und nach eingeübt werden, bis sie eine gewisse Akzeptanz erreichten. Dies alles führte oft gezwungenermaßen zu grundsätzlichen Umplanungen der Forschungsarbeit. Da viele Forschungsprojekte aufgrund der widrigen Umstände infolge der Pandemie

nicht rechtzeitig abgeschlossen werden konnten, mussten die Forschenden z.T. auch eine Verlängerung der Projektlaufzeit beantragen.

Kontakte und berufliche Netzwerke

Der Kontakt unter Kolleginnen und Kollegen und die Arbeitskommunikation untereinander haben sich sowohl in der Lehre als auch der Forschung unter Corona stark verändert. Hatte zuvor der größte Teil der Kontakte und der Arbeitskommunikation in Präsenz stattgefunden, so mussten sie nun ausschließlich online vor sich gehen, sind also wie die Hochschullehre einer umfassenden Digitalisierung unterworfen worden. Sowohl der wissenschaftliche Austausch als auch ungezwungene Treffen und spontane Interaktionen waren unmöglich geworden. Dies wurde für die Pandemiezeit von allen Befragten, seien es vorwiegend Lehrende oder vorwiegend Forschende, als problematisch erlebt. Besonders diejenigen, die in der Pandemiezeit eine neue Stelle angetreten haben, berichten von einem schwierigen Start, da sie ihre neuen Kolleginnen und Kollegen über die gesamte Zeit der Pandemie nie persönlich kennenlernen konnten. Schwierig war das vor allem dann, wenn zwei oder mehrere Personen unmittelbar zusammenarbeiten oder sich sogar eine Stelle teilen mussten.

Noch mehr als in der Lehre wurde im Forschungsbereich der in der Pandemie fehlende persönliche Kontakt und der mangelnde Austausch als schwierig und belastend beschrieben. Im Unterschied zur Lehre, in der die meisten eher einzeln arbeiten, sind es im Forschungsbereich oft Teams, die gemeinsam in einem Projekt arbeiten. In Projekten, die zu Beginn oder im Laufe der Lockdowns starteten, war es die Regel, dass die Mitarbeitenden sich nie persönlich begegnet sind und sich nur aus Online-Meetings kannten, was es schwer machte, ein wirkliches Team zu bilden. Auch dass Netzwerke verloren gingen oder erst gar nicht entstehen konnten, wurde beklagt. Beides wirkte sich auch hier wieder besonders in solchen Forschungsprojekten negativ aus, die gleich zu Beginn der Pandemie oder im Laufe der Lockdowns starteten.

Während der Pandemie konnten die gerade für ein neues Forschungsgebiet so notwendigen wissenschaftlichen Netzwerke mit Fach-Kolleginnen und Kollegen, die eine Ausweitung der eigenen theoretischen und methodischen Perspektiven und Fähigkeiten ermöglichen und auch wichtig sind, um mögliche neue Stationen für die berufliche Weiterentwicklung zu eruieren, gar nicht erst entstehen. In der retrospektiven Sicht nach der Aufhebung der Pandemiemaßnahmen werden aber vereinzelt auch die praktischen Vorteile der digitalen Arbeitskommunikation gesehen, z.B. für eine Besprechung nicht extra zum Arbeitsort anreisen zu müssen, weshalb ein Konsens besteht, dies auch weiterhin so beizubehalten. Als ganz besonderer Benefit der digitalen Kommunikation werden nun auch die neuen Möglichkeiten einer überregionalen oder sogar internationalen Zusammenarbeit betont. Dies gilt sowohl grundsätzlich für fachliche Netzwerke, die Wissenschaftler*innen ortsunabhängig aufbauen können, als auch für Wissenschaftskonferenzen, Tagungen und Workshops, die zum wissenschaftlichen Arbeitsalltag gehören. Im frühen Stadium der Pandemie waren diese noch größtenteils abgesagt, später dann digital durchgeführt worden, d.h. es war und ist nun möglich, an solchen Veranstaltungen in anderen Städten digital teilzunehmen, ohne die Zeit und die Kosten für die Anreise aufwenden zu müssen. Besonders für internationale Tagungen war und ist dies eine große Erleichterung. Wobei auch hier hybride Formate und damit die Wahlmöglichkeit digital oder in Präsenz teilnehmen zu können, gewünscht werden.

Veränderte Arbeitsbedingungen: Arbeit im Homeoffice

Eine der weitreichendsten Veränderungen des Arbeitslebens im Kontext der Corona-Pandemie stellte die Verlagerung des Arbeitsplatzes in die eigene Wohnung – ins so genannte Homeoffice – dar, womit auch das

Pendeln vom Wohn- zum Arbeitsort entfiel. Dies betrifft die Forschenden und Lehrenden sehr stark, denn im Wissenschaftssystem ist das Pendeln nicht nur eine gängige Praxis, sondern gerade wissenschaftliches Arbeiten zeichnet sich sogar durch einen besonders hohen Grad an Mobilität aus: „Bedingt durch zahlreiche, oft erzwungene Hochschulwechsel im Lebenslauf vieler Hochschulangehöriger, darunter überwiegend im akademischen Mittelbau mit seinen fast immer befristeten Stellen, und dem gleichzeitigen Wunsch, Familie zu gründen oder sich feste Strukturen zu etablieren, ergeben sich ganz automatisch Diskrepanzen zwischen Wohn- und Arbeitsort und daraus folgt eine hohe Quote an pendelnden Mitarbeiter*innen, die wöchentlich einmal quer durch die Republik pendeln, um ihre*n Partner*in und evtl. ihre Kinder zu sehen. Diese erzwungene Mobilität stellt somit ein Charakteristikum prekärer Arbeitsverhältnisse im Wissenschaftsbetrieb dar“, so Haag. Dies wird überwiegend als Belastung empfunden, ganz besonders von denjenigen, die Kinder haben, da die Sicherung von deren Betreuung und damit die Vereinbarkeit von Privat- und Berufsleben eine große logistische Herausforderung darstellt.

In der durch die Corona-Pandemie dann erzwungenen Immobilität wird deshalb eine deutliche Entlastung gesehen. Und diese Entlastung wird als neue Zeitressource wahrgenommen. Allerdings wird von Personen mit Care-Verpflichtungen auch thematisiert, dass das Pendeln unter Corona-Bedingungen einen gewissen Freiraum von familiären und anderen Alltagsverpflichtungen, die als Doppelbelastung im Homeoffice anfallen, darstellen kann.

Neue Herausforderungen im Homeoffice sind z.B. das Wegbrechen der gewohnten Trennung von Privatsphäre auf der einen und beruflicher Sphäre auf der anderen Seite, wodurch Frei-, Rückzugs- und Entfaltungsräume schwinden. Dies trifft diejenigen besonders stark, die in beengten Wohnverhältnissen leben und nicht einmal genug Raum haben, sich einen Arbeitsplatz in der Wohnung einrichten zu können. Verstärkt wird dies noch, wenn auch Kinder in der Wohnung leben oder der Partner oder die Partnerin zeitgleich im Homeoffice arbeiten, während zusätzlich noch die Bedürfnisse der Kinder berücksichtigt werden müssen. Auch über die fehlende oder zumindest mangelhafte Ausstattung des Arbeitsplatzes im Homeoffice wird vielfach geklagt. „Moniert wird dabei vor allem, dass von den Hochschulen implizit vorausgesetzt wurde, dass jede*r Wissenschaftler*in auch zuhause einen adäquat ausgestatteten Arbeitsplatz hat. Dies wird einerseits als weltfremd angesehen, aber andererseits war dadurch die Hemmschwelle groß, bei der Hochschule nach einer besseren Ausstattung anzufragen“, ordnet Haag ein. Im Zuge des Re-Entrys, als in den Hochschulen nach und nach wieder die Präsenzarbeit vor Ort möglich wurde, zeigte sich dann jedoch, dass das Arbeiten im Homeoffice sich mittlerweile für viele Wissenschaftler*innen etabliert hat und nun durchaus geschätzt wird, was viele vorher selbst nicht gedacht hätten. Deshalb wollen es viele auch zumindest partiell beibehalten. Allgemeiner Tenor ist, dass man möglichst das, was man zuhause arbeiten kann, zuhause arbeitet und wo es Präsenz erfordert vor Ort ist. „Von Seiten der Hochschulen stößt dies nicht immer auf Gegenliebe, denn ein wesentliches Credo der Hochschulen besteht ja darin, präsent zu sein und an der Hochschulkultur teilzunehmen. Dementsprechend drängten viele Hochschulen ihre Mitarbeiter*innen zu mehr Präsenz“, so Haag.

Einige sehen in der zeitlichen Entgrenzung der Arbeit im Homeoffice und den gleichzeitig oft überbordenden Ansprüchen an wissenschaftliche Arbeit auch nachteilige Mechanismen, die sich tendenziell verselbständigen und zu einer latenten Überforderung führen können. Die Auswirkungen dieser Dominanz der Arbeitssphäre im Vergleich zur Privatsphäre bergen die Gefahr einer starken Erschöpfung bis hin zum Burn-Out.

„In Bezug auf die Einstellung der Lehrenden und Forschenden zum Homeoffice hat sich im Laufe der Pandemie bzw. des Re-Entrys also durchaus eine positive Veränderung ergeben. Trotzdem bleibt es noch

immer ein Abwägen für die Einzelnen und hängt stark von deren individuellen Lebensumständen ab. Für die einen bedeutet es beengte Arbeitsverhältnisse mit einem schlecht ausgestatteten Arbeitsplatz und fehlender räumlicher Trennung, für andere hingegen mehr Flexibilität und Familienzeit, die aber auch die Gefahr der Entgrenzung der Arbeit enthält“, fast Haag zusammen.

Auswirkungen der Pandemie auf Karriereverläufe

Das starke Leistungsprinzip Wissenschaftskarriere hielt auch in der Zeit der Corona-Pandemie die Wissenschaftler*innen ungebrochen gefangen. Während die Anforderungen gleichgeblieben sind, ist jedoch der Aufwand für die Arbeit gleichzeitig merklich gestiegen und die Arbeitsbedingungen waren noch schlechter. Das Forschen war sehr erschwert bis unmöglich und das Schreiben gestaltete sich ebenfalls schwierig, sodass die Pfunde, die in einer akademischen Karriere gelten (Publikationen und Drittmittel) deutlich schwerer zu erreichen waren. Das betraf zwei, sich zum Teil überschneidende Gruppen von Wissenschaftler*innen besonders stark: Diejenigen mit befristeten Arbeitsstellen und diejenigen mit Care-Aufgaben.

Die erste Gruppe, die Wissenschaftler*innen mit einer befristeten Arbeitsstelle, stehen aufgrund ihrer prekären Arbeitssituation unter einem enormen strukturellem Druck, konstante Leistungsbereitschaft zu beweisen und sich den wie auch immer gearteten Anforderungen ihrer Arbeit stets gewachsen zu zeigen, um die Chance zu wahren, immer wieder neue Anstellungsverträge zu bekommen und nicht früher oder später durch leistungsbereite, neue Kräfte ersetzt zu werden. Dieser immerwährende Kampf um die Stellen und eine weitere Karriere im Wissenschaftsbetrieb bestand auch in der Corona-Pandemie ungebrochen fort und fand dazu noch unter den erschwerten Bedingungen des Homeoffices statt.

Die zweite Gruppe, die Wissenschaftler*innen mit Care-Aufgaben, sah sich aufgrund der zusätzlichen Belastungen infolge der Pandemie, insbesondere der fehlenden Kinderbetreuung in den Lockdowns, oft nicht in der Lage, die gleiche geforderte Leistung wie zuvor bringen zu können. Während systemrelevante Berufsgruppen etwa durch die Notbetreuung ihrer Kinder eine Entlastung erfahren haben, musste das System Hochschule auch unter der Etikettierung „nicht systemrelevant“ weiterfunktionieren. Und hier sehen sich die Wissenschaftler*innen mit Care-Verpflichtungen in einem wesentlichen Nachteil nicht nur zu diesem Personenkreis, sondern vor allem zu kinderlosen Kolleginnen und Kollegen. Letztere konnten im Gegensatz zu ihnen die Pandemiezeit nutzen, um viel zu publizieren und damit ihre wissenschaftliche Karriere zu befördern, während für sie durch die Suche nach (Not-)Betreuungsmöglichkeiten für ihre Kinder viel Zeit und viele Ressourcen gebunden wurden. Von den Hochschulen fühlten sie sich auch bei diesen Problemen oft alleingelassen.

„Hier offenbart sich, dass der bereits vor der Pandemie bestehende Misstand, eine Wissenschaftskarriere nur schwer mit der Gründung einer Familie vereinbaren zu können, durch die Corona-Pandemie noch einmal deutlich verstärkt wurde“, betont Haag. Es sei insbesondere der Leistungsdruck, unter dem die Beschäftigten im Wissenschaftssystem grundsätzlich leiden, diejenigen mit Familie aber noch einmal besonders stark.

Lehrende und Forschende mit befristeten Arbeitsverhältnissen

Die Befristung der Arbeitsstellen des akademischen Mittelbaus ist durch das Wissenschaftszeitvertragsgesetz der Regelfall an deutschen Hochschulen und Universitäten. 2020 waren 63,6 Prozent der Wissenschaftler und 73,1 Prozent der Wissenschaftlerinnen befristet tätig (Löther 2022). Seit 2021 wird dies unter dem Twitter-Hashtag #IchBinHanna auch verstärkt in der Öffentlichkeit thematisiert, diskutiert und kritisiert. Und auch in den Gruppendiskussionen dieser Studie nahm das Wissenschaftsprekariat thematisch einen sehr

großen Raum ein, die Beteiligten kamen immer wieder darauf zurück. „Dies verwundert nicht, da ja fast alle von ihnen massiv davon betroffen sind und die Corona-Pandemie die Schwierigkeiten noch zusätzlich verschärfte, wobei das Befristungsprinzip nicht nur Nachwuchswissenschaftler*innen betrifft. Da befristete Arbeitsverhältnisse immer auch mit einer großen finanziellen Unsicherheit verbunden sind, waren die Existenzängste unter den Corona-Bedingungen besonders prekär und der Wunsch nach finanzieller Sicherheit dementsprechend noch größer als sonst schon“, so Haag.

Lehrende und Forschende mit Care-Aufgaben

Das Alter des Kindes bzw. der Kinder stellte einen der Faktoren dar, von denen es abhing, wie schwierig oder nicht sich die verschärfte Betreuungssituation gestaltete. Dabei lautet die Faustformel: Je kleiner die Kinder, desto schwieriger war die Betreuungssituation – auch und gerade bei Online-Sitzungen.

Das Thema Eltern erhielt im Zusammenhang mit den Care-Verpflichtungen in der Corona-Pandemie eine neue Dimension, nämlich dann, wenn die eigenen Eltern selbst zum Pflegefall wurden und deren Betreuung noch zusätzlich zur erschwerten Kinderbetreuung geschultert werden musste, also eine „Doppel-Care-Verflechtung“ vorlag.

Während die Pandemie die Care-Situation mit den Kindern größtenteils eher verschärft hat, stellte sich das in Bezug auf die pflegebedürftigen Eltern etwas anders dar. Hier hat das Homeoffice die Situation entschärft, da es ermöglicht hat, sich um die Eltern kümmern zu können, auch wenn sie weit entfernt leben. Die Pflege der Eltern war also zuvor in der Regel auch mit dem Pendeln über größere Strecken hinweg verbunden. Wesentliche Voraussetzung, um die Care-Aufgaben schultern und mit der beruflichen Arbeit vereinbaren zu können, sind genaue Absprachen mit den Lebenspartner*innen, ganz besonders dann, wenn beide berufstätig sind, was in diesem Sample bei allen Beteiligten der Fall ist. Auch wenn solche Aushandlungsprozesse in einer Partnerschaft grundsätzlich notwendig sind, so kam ihnen in der verschärften Corona-Situation noch einmal deutlich mehr Gewicht und Relevanz zu. Dementsprechend thematisieren auch alle an der Studie beteiligten Wissenschaftler*innen, die Kinder haben, solche Aushandlungsprozesse. Vor allem am Anfang der Pandemie musste besonders viel ausgehandelt werden, um die neue Situation organisieren zu können.

Alle an der Studie beteiligten Väter scheinen weitgehend zufrieden damit zu sein, wie sie die Kinderbetreuung mit ihren Partnerinnen aufteilen konnten. Bei den beteiligten Müttern stellt sich dies allerdings etwas anders dar. Alle formulieren den Anspruch auf gleiche und gleichberechtigte Aufteilung der Care-Arbeit mit dem Partner, um Beruf und Privatleben vereinbaren zu können, berichten aber gleichzeitig größtenteils auch von Schwierigkeiten und Konflikten in der Partnerschaft, die daraus entstanden sind. Sie thematisieren auch, dass in der Pandemie-Situation die Gefahr besonders groß war, wieder in überwunden geglaubte traditionelle Geschlechterrollen zurückzufallen.

Der Blick auf gesellschaftliche Krisen der Gegenwart: Klimakrise, Ukraine Krise, Inflation

Die Befragten gehen in den Interviews neben der COVID-19-Pandemie auch auf andere Krisen ein, die zum Teil auch mit der Pandemie in Verbindung stehen. Schwerpunktartig werden dabei die Ukraine Krise, die Klimakrise sowie die Inflation genannt. Weiterhin gehen sie auf weitere Krisenphänomene wie den Fachkräftemangel, die Migrationskrise sowie die Krise der repräsentativen Demokratie ein. Einige der Befragten wägen zum Teil auch zwischen der Bedrohlichkeit unterschiedlicher Krisen ab.

In den Interviews treffen die Befragten immer wieder Aussagen über das Krisenhafte der Gegenwartsgesellschaft als einer Art Metarahmung des Erlebens. Es wird deutlich, dass sich die Pandemie in eine Reihe unterschiedlicher Krisenphänomene einreicht, auch wenn sie zeitweise dominierte.

Die Interviewten äußern eine generelle Verunsicherung, wenn es etwa um die Frage geht, ob der Arbeitsplatz, den man hat, irgendwann nicht mehr existiert. Neben Verunsicherung sprechen die Befragten auch von Ängsten etwa in Bezug auf Kriegsausbrüche in Anbetracht der angespannten weltpolitischen Lage. Auch wenn die Studierenden sich mit Krisenphänomenen auseinandersetzen, stellen sie im Vergleich zur Pandemie insgesamt weniger alltagsverändernde Auswirkungen fest. Die Auseinandersetzung damit beanspruche mentale Kapazitäten, dennoch seien es größtenteils Krisen, denen man relativ hilflos gegenüberstehe, weil man selber sehr begrenzte Einflussmöglichkeiten habe. Die Studierenden begreifen sich aber zum Teil auch als Akteurinnen und Akteure des Wandels und es motiviere sie, das gesellschaftliche Leben mitzugestalten.

Auch die Lehrenden und Forschenden stellen Zusammenhänge der Krisen fest und betonen anders als die Studierenden stärkere Auswirkungen, sowohl private, also auch berufliche. Denn obwohl sie zum Teil sehr abstrakt seien, würden die Folgen dennoch erfahrbar, was etwa für die Inflation gelte.

Die Expertinnen beobachten eine Sonderstellung der Pandemie in der Beratungssituation, auch wenn andere Krisen mit hineinspielten.

Klimakrise

Fast alle Befragten nehmen bei der Diskussion um die Auswirkungen weiterer Krisen auf Studium/Forschung/Lehre oder Privatleben Bezug zur Klimakrise, die anders als die COVID-19-Pandemie keinen Start- und Endpunkt besitzt. Bezogen auf den Klimawandel pendeln die Interviewten zwischen Ohnmacht und Handlungsdrang, Ausgeliefertsein und Veränderungswillen.

Ukrainekrise

In den Gesprächen wird ein Gefühl der Ohnmacht auf der einen und der Angst auf der anderen Seite weitaus deutlicher als mit Blick auf den Klimawandel, was eventuell teilweise auch auf die mediale Präsenz des Themas zurückzuführen ist.

Inflation

Die Inflation, die eng mit der Ukrainekrise in Verbindung steht, ist eine dritte Krise, auf die alle Gruppen Bezug nehmen. Die Inflation mache sich insbesondere beim Einkaufen und dem zur Verfügung stehenden Budget bemerkbar. Die Belastung unter den Studierenden ist extrem hoch (zu Bedenken ist in diesem Zusammenhang der Interviewzeitpunkt im Februar 2023). Aber auch das wissenschaftliche Personal merkt die Veränderungen.

Weitere Krisen

Über die genannten Krisen hinaus sprechen die Befragten auch vereinzelt andere Krisenphänomene an, die aber im Vergleich zu den anderen Krisen weniger Relevanz besitzen bzw. nur von wenigen genannt werden. Eng in Verbindung mit der Ukrainekrise steht auch die erneute Frage der Flüchtlingskrise, die hierdurch wieder eine neue Dringlichkeit erfahren hat. Ein anderes Thema, das in der Gruppe der First Generation Studierenden diskutiert wird, ist der Fachkräftemangel im Bereich Erziehung und Bildung. Auch die Frage

nach der Bedeutung von lebenslangem Lernen im Kontext des Fachkräftemangels kam auf. Auch die Repräsentationskrise der Demokratie und der mangelnden Partizipation wird angesprochen.

Perspektive der Expertinnen

Das Sample der Studie umfasst neben den Erfahrungen vulnerabler Gruppen auch eine Diskussion mit Expertinnen, die in der Beratungspraxis mit den untersuchten Gruppen arbeiten. Folgende Themenbereiche, die größtenteils auch von den befragten Gruppen angesprochen wurden, konnten im Gespräch mit den Expertinnen unterschieden werden: fehlende soziale Netzwerke, Vereinbarkeit von Studium/Beruf und Familie/Privatleben, Kommunikationsbarrieren und weitere Krisen.

Fehlende soziale Netzwerke

Auch die Expertinnen sehen in der sozialen Isolation und fehlenden sozialen Netzwerken eine große Herausforderung, in diesem Fall vor allem für die Gruppe der Studierenden. So schildert eine der Gleichstellungsbeauftragten, dass dieses Thema ein zentraler Aspekt in der Beratungssituation während der Pandemie darstellte. Besonders für die Gruppe der Studierenden mit Beeinträchtigung, unter denen laut der Beauftragten über die Hälfte unter psychischen Erkrankungen leidet, wirkt sich die pandemiebedingte Isolation gravierend auf Privatleben und Studium aus. Zwar stellt sie fest, dass die zunehmende Digitalisierung für einige zunächst gerade mit Blick auf Vereinbarkeitsfragen eine Erleichterung darstellt, dass vielen das Fehlen sozialer Kontakte im Nachhinein betrachtet aber geschadet habe. Besonders für Studierende, die auf eine Assistenz angewiesen sind, hat sich die Pandemie negativ ausgewirkt, wie beispielsweise für die Gruppe der Gehörlosen. Die Expertinnen differenzieren auch zwischen Studienanfängerinnen und -anfängern, denen ein normales Campusleben zunächst gänzlich unbekannt blieb und denjenigen, die bereits vor der Pandemie das Studium aufgenommen hatten und die Strukturen bereits kannten.

Vereinbarkeit mit Privatleben und Familie

Neben sozialen Herausforderungen sprechen die Expertinnen über ihre Erfahrungen in der Beratung von Studierenden und Lehrenden mit Kindern im Betreuungsalter. So berichtet eine der Gleichstellungsbeauftragten, dass sich an ihrer Hochschule relativ am Anfang der Pandemie eine Studierendeninitiative gegründet hat, um das Thema Vereinbarkeit von Familie und Studium in der Hochschulöffentlichkeit sichtbarer zu machen. Ihr sei aufgefallen, dass „die Menschen, die nicht selber in der Situation waren zum Beispiel Kinderbetreuung oder Pflege leisten zu müssen, dafür einfach oftmals überhaupt keine Sensibilität gehabt haben, was das eigentlich für eine Belastung ist.“

Auch mit Blick auf das wissenschaftliche Personal ist es in erster Linie die fehlende Akzeptanz von Care-Aufgaben unter der Belegschaft, die von den Expertinnen herausgestellt wird. Allerdings berichten die Beauftragten auch von Situationen, in denen sie vor allem für Studierende über Härtefallanträge die Situation mildern konnten.

Die Expertinnen sehen nicht nur eine Diskrepanz zwischen Institution und Beschäftigten/Studierenden, sondern teilweise auch zwischen Lehrenden und Studierenden. Während es eine Vielzahl von Studierenden gibt – das belegen auch die Daten – die sich mehr digitale Teilhabe im Sinne der Inklusion und besseren Vereinbarkeit wünschen, sehen viele Lehrende darin einen negativen Einfluss auf die Wissensvermittlung. Eine Gruppe, die von der Rückkehr in die Präsenz besonders betroffen war, ist laut Angaben einer Expertin die Gruppe der schwangeren Studierenden, die sich entscheiden mussten, ob sie das Infektionsrisiko

eingehen konnten, wenn sie an die Hochschule zurückkehrten. Besonders in Prüfungssituationen war eine Präsenz vor Ort oft unumgänglich.

Homeoffice

Ein Thema, das eng mit der Frage nach der Rückkehr zur Präsenz in Verbindung steht, ist die Homeoffice-Regelung post COVID. Während der Lockdowns und den pandemischen Semestern wurde an vielen Standorten die Anwesenheitspflicht für das wissenschaftliche und administrative Personal an Hochschulen ausgesetzt und damit gleichzeitig die Möglichkeit zur Heimarbeit ausgeweitet. Mit dem Re-Entry musste auch die Frage hochschulseitig geklärt werden, wie künftig mit der flexiblen Arbeitszeit im Homeoffice umgegangen werden sollte. Da es hier keine gesetzlichen Regelungen gibt, lag dies im Ermessen der einzelnen Hochschulleitungen, die zum Teil sehr unterschiedlich damit umgegangen sind. So berichtet eine Gleichstellungsbeauftragte, dass an ihrer Hochschule für Angewandte Wissenschaften seit 2022 eine ausgeweitete Home-Office-Regelung gelte, bei der bis zu 60 Prozent im Home-Office sowie auch mobil gearbeitet werden könne.

Kommunikation und Vernetzung

Während durch die digitale Kommunikation die Vernetzung unter den Beratungsstellen durchaus gewonnen hat, sehen die Befragten auf der Ebene der direkten Beratung zum Teil größere Defizite. In erster Linie geht es dabei um die Erreichbarkeit von Beratungsstellen bzw. um den Kontakt zum Klienten/zur Klientin.

Weitere Krisen

Was weitere Krisen anbelangt, stellen die Expertinnen eine Häufung der Krisen während bzw. nach der Pandemie fest und sprechen auch von multiplen Krisen. In den technischen Lösungen der Digitalisierung sieht eine der Gleichstellungsbeauftragten eine Möglichkeit, den Krisen zu begegnen. In Bezug auf die Energie-Krise stellen die Beauftragten fest, dass Hochschulen teils drauf angewiesen waren, dass im Homeoffice gearbeitet wurde, um an den Hochschulen Energie (insbesondere Heizkosten) zu sparen.

Kontakt: Frankfurt University of Applied Sciences, Gender- und Frauenforschungszentrum der hessischen Hochschulen (gFFZ), Fachbereich 4: Soziale Arbeit und Gesundheit, Dr. Hanna Haag, Telefon: +49 69 1533-3158, E-Mail: hanna.haag@fb4.fra-uas.de